

«Eine Therapie würde ich es nicht nennen. Es war eher ein Ordnen»

Die Mettmensletterin Susanne Baer hat über ihre Lebensgeschichte ein Buch geschrieben

Das eigene Leben zu Papier bringen – für viele Menschen bleibt das ein Traum. Susanne Baer hat mithilfe des Schreibprogramms von «Edition Unik» eine Biografie verfasst. Im Interview erzählt sie über ihr persönliches Schreiberlebnis.

«Anzeiger»: Frau Baer, Sie haben Ihre ersten Lebensjahre in einem Buch festgehalten. Wie kam es dazu?

Susanne Baer: Seit Jahren bin ich Mitglied einer Schreibgruppe, verfasste Texte und kleinere Gedichte für mich selbst. Bei der Arbeit in dieser Gruppe habe ich herausgefunden, dass mir das autobiografische Schreiben am meisten liegt. Eines Tages lief im Fernsehen ein Beitrag über das Schreibprojekt von Edition Unik. Da wusste ich: «Das ist es!» Ich habe mich noch am selben Tag angemeldet.

Wie ging es weiter?

Das Projekt startete im August 2017 und dauerte 17 Wochen. Nach einer Einführungsveranstaltung habe ich Zugang zu einem Schreibprogramm erhalten, und begann, meine Gedanken als Notizen aufzuschreiben. Später wurden aus den Notizen Texte, und aus den Texten Kapitel.

Ihre Kindheit liegt Jahre zurück. Wie gelang es Ihnen, sich an die Details zu erinnern?

Indem ich Erinnerungsstücke hervorholte und in die Vergangenheit eintauchte. Meine Tagebücher, das Poesiealbum, Familienfotos. Beim genauen Betrachten der Bilder kamen viele Erlebnisse wieder hoch. Es gab mir ein Gefühl von Geborgenheit, schöne Erinnerungen lebendig werden zu lassen, sie in Gedanken ein zweites Mal zu durchleben.

Es dürften nicht nur positive Erinnerungen hochgekommen sein... Im Vorwort steht, nach dem Schreiben sei Ihnen aufgefallen, dass Ihre Kindheit viel schöner war, als Sie sie in Erinnerung hatten.

Die eigene Geschichte aufschreiben

Susanne Baer hat ihre Biografie bei «Edition Unik» verfasst. Innerhalb von 17 Wochen schreiben die Teilnehmenden ihr eigenes Buch. Im Preis von 550 Franken sind die Nutzung eines Computerprogramms, ein Leitfaden und persönliche Tipps per E-Mail oder Telefon sowie gemeinsame Treffen zum Austausch inbegriffen. Am Schluss erhalten die Teilnehmenden zwei gedruckte Exemplare.

Im Internet finden sich ähnliche Angebote von anderen Anbietern. So werden beispielsweise beim Nonprofit-Projekt «meet my life» die Daten für die Forschung verwendet und die Biografien sind nach Zustimmung der Schreibenden öffentlich lesbar. (lha)

Im Rückblick nehme ich meine Kindheit heute als recht behütet wahr. Das war mir vorher nicht bewusst. Vielleicht, weil der erlebte Schmerz die Erinnerung dominierte, selbst wenn ein Grossteil der Kindheit wunderbar war. Durch das Buchprojekt konnte ich viele Ereignisse nochmals durchdenken, sie aufschreiben und dann loslassen. Das hat mir gutgetan.

War das Schreiben eine Art Therapie?

Eine Therapie würde ich es nicht nennen. Es war eher ein Ordnen.

Sie haben Ihrem Leben nachträglich eine Struktur gegeben?

Ja. Ich habe meine Erinnerungen geordnet, auch ausserhalb des Buches. Ich habe diverse Ereignisse als persönliches Nachschlagewerk chronologisch festgehalten. So weiss ich zum Beispiel, in welchem Jahr ich verunglückte, wir mit der Familie das erste Mal in Seewis in den Ferien waren oder wann ich das Rolling Stones Konzert im Hallenstadion besuchte.



Seit ihrer Pensionierung im Jahr 2015 wohnt Susanne Baer in Mettmensletten. Mit ihrer eigenen Biografie hat sich die 67-Jährige einen Traum erfüllt. (Bild Livia Häberling)

Wie viele Stunden Schreibarbeit stecken in Ihrer Biografie?

Ich schrieb zwischen drei und vier Stunden, täglich. Während dieser Wochen habe ich mich intensiv in mein Schreibprojekt vertieft und keine Termine abgemacht.

Erlebten Sie auch harzige Momente?

Beim Schreiben nicht, es sprudelte richtig aus mir heraus. Das Überarbeiten erwies sich jedoch als Knochenarbeit. Ich musste einen roten Faden finden, an den Sätzen feilen, die Füllwörter streichen, den Text in Kapitel gliedern. Es fiel mir auch schwer, zu entscheiden, welche Textteile es ins Buch schaffen und welche nicht.

Gibt es Themen, die Sie bewusst weggelassen haben?

Ja. Über meine Kinder habe ich zwar geschrieben, die Kapitel sind aber nicht im Buch, aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes.

Ansonsten findet sich darin viel Intimes. Sie schreiben auch über traumatische Erlebnisse aus Ihrer Kindheit. Wie schwer fiel Ihnen das?

Ich wollte diese Erinnerungen ganz bewusst in meine Biografie einfließen lassen. Wichtig war für mich, eine Form zu finden, um die Erlebnisse zu schildern. Einige Textabschnitte sind deshalb nicht in der Ich-Form, sondern in der dritten Person geschrieben. So gelang es mir, Distanz zu schaffen.

Freunde können Ihr Buch bei Ihnen ausleihen. Sie haben auch zwei Lesungen veranstaltet. Wie waren die Rückmeldungen?

Manche sagten: «Das wusste ich ja gar nicht von dir», andere erkannten Teile ihrer eigenen Kindheit in meinen Erzählungen wieder, was spannende Gespräche ergab.

Ist Ihre Biografie eine Art komprimiertes Erinnerungsstück?

Die Idee dahinter war natürlich, dass ich meiner Familie etwas von mir übergeben kann und gleichzeitig die 1950er- und 1960er-Jahre lebendig werden lassen kann. Mir war es aber genauso wichtig, dass im Anhang die Familienchronologie drin ist. In jungen Jahren mag man noch nicht das Interesse haben, auf sein Leben zurückzublicken. Später wird das wichtiger.

Interview: Livia Häberling

BUCH-TIPP

Sakari lernt, durch Wände zu gehen

VON AYOMA PFISTER THURNHERR, BIBLIOTHEK STALLIKON

An einem heissen Sommertag kauft sich Sakari Ekman ein Eis auf dem Marktplatz von Turku, setzt sich auf den Brunnenrand, während er das süsse Kühl auf seiner Zunge zerzauen lässt. Anschliessend zieht er seine Kleider aus, faltet sie sorgfältig zusammen und steigt in den grossen Springbrunnen mit den farbensprühenden Fontänen, in den Händen ein Messer.

Mit dieser Szene eröffnet Jan Costin Wagner seinen Roman, ein starkes, eindringliches, traumartiges Bild, aus dem sich in der Folge ein Familiendrama entwickelt, dessen Sog man sich bis zur letzten Seite nicht entziehen kann. Dies hat mit den dramatischen Umständen zu tun, aber auch mit dem melancholischen und gleichzeitig sehr emphatischen Kommissar Kimmo Joentaa. Denn dieser taucht nun in die Familiengeschichte von Sakari ein und deckt Folgen-

schweres auf: Der 19-jährige Sakari ist traumatisiert von einem Unfall, in dem er und Emma, das Nachbarmädchen, verwickelt waren. Seither lebt er in seiner eigenen Welt, hört Stimmen und Melodien. Er richtet sich ein hinter seinen inneren Wänden der Trauer. Doch nicht nur Sakaris Leben wurde tiefgreifend erschüttert, auch das Leben zweier Familien, deren Mitglieder ganz unterschiedlich mit der damaligen Katastrophe umgingen und bei denen sich nun in der Gegenwart das Unheil fortsetzt.

Das Einfühlungsvermögen in die verschiedenen Figuren und Lebensumstände, eingefangen durch eine lyrische Sprache, mit der der deutsche Autor durch den Roman führt, ist meiner Ansicht nach meisterhaft. Es sind zum Teil sehr atmosphärische Sätze, eine oft knappe, auf den Punkt gebrachte und einschneidende Sprache. In ihr können wir auch den Musiker Jan Costin Wagner erkennen. Und ebenso wirkt diese Sprache tröstlich, denn der Autor entwirft Stimmungen, die uns dann guttun, wenn wir mit den Figuren mitgelitten haben.

«Sakari lernt, durch Wände zu gehen» ist der sechste Band um den südfinnischen Kommissar Kimmo Joentaa. Wer einen Krimi im herkömmlichen Sinne erwartet, wird viel-



«Sakari lernt, durch Wände zu gehen: ein Kimmo-Joentaa-Roman» von Jan Costin Wagner. Galiani Berlin Verlag, Köln 2017. ISBN 978-3-86971-018-1.

leicht zuerst enttäuscht sein. Wer aber trotzdem dranbleibt, wird am Ende fast so etwas wie leises, zartes Glück erleben. Nicht alle Wunden der Figuren können geheilt werden, dies braucht noch viel Zeit, aber es löst sich eine gewisse Erstarrung in ihnen und dies gibt dem Buch etwas Tröstliches.

FORUM

Nicht einfach nur töten

Berufstöter oder Spasstöter, Leserbrief vom 10. August.

Eric Baumanns Beitrag reiht sich in Leserbriefe ein, die vom «Töten» auf der Jagd reden. Er spricht in seinem Artikel zahlreiche verwirrende Geschehnisse quer durch die Jagdlandschaft im In- und Ausland an. Es ist die Rede von Geschichten aus alter Jagdliteratur über fragliche Jagdsafaris und umzäunte Wildgehege in Osteuropa bis zum Genfer Jäger, der in Frankreich vier Esel erschossen haben soll – übrigens, wie ich gehört habe, ein Berufsjäger. Sicher ist dieser «Jagdunfall» in jeder Beziehung höchst bedauerlich und absolut zu verurteilen.

Ich wünschte mir aber, dass wir in den nächsten Wochen bis zur Abstimmung am 23. September im Kanton Zürich sachlich über die Jagd im Kanton heute und in Zukunft diskutieren. Nur mit Fakten aus dem Kanton Zürich kann der Stimmbürger sich eine Meinung bilden zur Zürcher Volksinitiative «Wildhüter statt Jäger».

Der Zürcher Jäger hat bis zum Fähigkeitsausweis zur Ausübung der Jagd eine zwei Jahre dauernde intensive und nicht einfache Ausbildung zu absolvieren und muss sich mittels praktischen Übungen in vielen Stunden mit der Waffe bewähren. Jedes

Jahr wird die Jagdfähigkeit wieder geprüft. Der ausgebildete Jäger betrachtet mit seinen Mitpächtern die Wildtiere in seinem Revier. Er lernt sie kennen und unterscheiden während vieler Stunden frühmorgens und abends über längere Zeit. Der Jäger spricht vom «Anblick», die er hat. Aufgrund dieser Beobachtung entscheidet er, welches Wild er erlegen will; immer nach den Vorgaben der kantonalen Jagdverwaltung und dem ihm erteilten Kontingent.

Dies ist wiederum ein Prozess, der von vielen Bedingungen abhängig ist. Erst nach seriöser Abklärung unter anderem auch des «Kugelfanges», der Sicherheit des Schusses, welche auf alle Fälle gewährt werden muss, kommt es zum Abschluss. Das kann durchaus erst nach zahlreichen Ansitzen erfolgen.

Bleiben wir bei den Fakten im Kanton Zürich und reden wir über die Jagd hier, jetzt und in Zukunft. Meine Grossmutter, «Jägerfanny» genannt, jagte in Affoltern am Albis. Ich habe die Jagdtradition der Familie übernommen. Ich fühle mich als Heger im Revier Affoltern und Hausen und mit der Tradition verbunden. Gerne erläutere ich die Jagd bei uns mit interessierten Bürgerinnen und Bürgern.

Ronald Weisbrod, Ebertswil